

Wie wir mehr Harnack wagen

Max-Planck-Präsident Martin Stratmann über sein erstes Jahr im Amt

Im Interview blickt Martin Stratmann auf die wichtigsten Momente zurück, benennt die Konsequenzen aus vorangegangenen Erfahrungen und spricht über seine Ziele, die Max-Planck-Gesellschaft auch in Zeiten geringerer Haushaltszuwächse weiterzuentwickeln.

Herr Stratmann Sie sind nun bald ein Jahr im Amt – was war für Sie rückblickend das wichtigste Ereignis in 2014?

Das war ohne Zweifel der Chemie-Nobelpreis für Stefan Hell. Das hat mich persönlich für ihn gefreut, und es ist für die Max-Planck-Gesellschaft enorm wichtig. Schließlich leben wir – nicht nur, aber eben auch – von Nobelpreisen. Als eine der höchsten Auszeichnungen der Wissenschaft entfaltet die Vergabe der Nobelpreise eine enorme Sichtbarkeit in der Öffentlichkeit. Und sie zeigt auch, wo wahre Exzellenz beheimatet ist.

Das Jahr 2014 hat auch kontroverse Debatten mit sich gebracht, beispielsweise beim Thema Tierversuche ...

Das war ja nicht nur eine Debatte, sondern eine lang und professionell vorbereitete Kampagne von Tierschutzaktivisten, die mit emotional stark bewegenden Bildern versuchen, tierexperimentelle Forschung zu diskreditieren. Die vom Privatfernsehen ausgestrahlten, teils manipulierten Bilder aus der Tierhaltung des MPI für biologische Kybernetik in Tübingen haben zu einer Flut an Drohmails, Beleidigungen bis hin zu Morddrohungen geführt. Der Direktor Nikos Logothetis hat sich dieser Hasswelle nicht weiter aussetzen wollen und daher entschieden, zukünftig nicht mehr an Primaten zu forschen. Wir bedauern das außerordentlich. Seine Entscheidung hat aber erstmals auch eine Solidaritätswelle von Wissenschaftlern aus der ganzen Welt ausgelöst. Die Max-Planck-Gesellschaft wird ungeachtet dieser Entscheidung auch in Zukunft auf Tierversuche und Versuche mit Primaten setzen, dort, wo es wissenschaftlich geboten erscheint.

Welche weiteren Schlüsse ziehen Sie aus diesen Ereignissen?

Wir können nicht zulassen, dass gesetzlich legitimierte und international anerkannte Forschung durch fragwürdige, mit unlauteren Mitteln erzeugte Kampagnen beschädigt wird. Trotzdem gilt: Wenn wir die Gesellschaft nicht mitnehmen bei dieser Art von Forschung, dann werden wir sie verlieren. Insofern werden wir unsere Forschung und ihre Anliegen noch stärker öffentlich machen. Wir müssen klar machen, dass ohne Versuche mit Primaten zum Beispiel in der Hirnforschung keine Fortschritte gerade in der Behandlung sehr komplexer Hirnkrankheiten zu erzielen sind. Das wollen wir im Jahr 2015 ausarbeiten. Außerdem müssen wir uns intern besser organisieren, um einer solchen Kampagne künftig entschlossen begegnen zu können – und das verlangt eine sehr gute und kohärente Aufstellung der Institute und der Zentrale.

Ihre Amtszeit steht unter dem Motto „Mehr Harnack wagen“. Wie passt die Programmatik des Gründervaters der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft in unser Jahrtausend?

Es gibt Prinzipien und Grundsätze, die zeitlos sind. Und auf vieles, was Adolf von Harnack in seiner Denkschrift vor über 100 Jahren geschrieben hat, trifft dies zu: Man muss sich in der Forschung auf die wirklich exzellenten Köpfe konzentrieren und diese so ausstatten, dass sie ihre Ziele verwirklichen können. Beides ist heute so richtig wie damals. „Mehr Harnack wagen“ heißt aber auch, generell mit der Zeit zu gehen und sich strukturell weiterzuentwickeln. Vor über 100 Jahren war es innovativ, ein Institut einem einzigen Direktor an die Hand zu geben. Heute wissen wir, dass Erfolg in der Regel eine Gemeinschaftsleistung ist. Ohne qualifizierte Doktoranden, Postdoktoranden und Gruppenleiter ist ein herausragendes Max-Planck-Institut nicht denkbar. Auch für sie müssen daher beste Bedingungen bestehen.



Die Neuausrichtung der Nachwuchsförderung trägt diesem Anspruch Rechnung. Wieviel Überzeugungsarbeit mussten Sie für die Reform leisten? Immerhin werden künftig 50 Millionen Euro pro Jahr zusätzlich investiert.

Ich glaube, man muss immer darum ringen, wenn man etwas Neues einführen möchte. Ich muss aber sagen, dass ein ganz großer Teil der Direktoren dieses Paket aktiv unterstützt hat. Wir haben ja eine Arbeitsgruppe unter Leitung von Vizepräsident Bill Hansson eingesetzt. Und diese hat in Einstimmigkeit Empfehlungen abgegeben, die ich als Präsident dann umgesetzt habe. Die Max-Planck-Gesellschaft weiß, wie wichtig Nachwuchswissenschaftler für ihre eigene Zukunft sind, und sie weiß, dass Geld, das man in den Nachwuchs investiert, eigentlich das bestinvestierte Geld ist.

Der Sprecher des PhDnet, der Doktorandenvertretung der MPG, spricht von einem „historischen Schritt“ ...

Weil alle Doktoranden nun gleichgestellt sind. Sie erhalten zukünftig einen Fördervertrag, der ihnen bei der Promotion finanzielle Sicherheit für drei Jahre inklusive Verlängerungsoption gibt und gleichzeitig die Forschungsfreiheit des Stipendiums garantiert. Mindestens ebenso wichtig ist für den Nachwuchs, dass wir die wissenschaftliche Ausbildung weiter verbessern. So regeln neue Leitlinien für die Doktorandenförderung verbindlich die Betreuung während der Promotion. Und wir erarbeiten derzeit ein Programm, das Doktoranden und Postdocs Karrierepfade in und außerhalb der Forschung aufzeigen soll.

Sie haben beim Nachwuchspaket von einem Kraftakt gesprochen. Wie wichtig war für Sie dabei die Unterstützung der Gremien und der Generalverwaltung?

Anstrengungen zur Weiterentwicklung der Max-Planck-Gesellschaft müssen von der Wissenschaft ausgehen. Der Präsident muss dabei führen und braucht dafür die sachkundige und engagierte Unterstützung der Generalverwaltung. Das ist hier sehr gut gelungen. Ganz entscheidend war aber auch die Arbeit der Gremien. So lieferte die Kommission unter Leitung von Reinhard Jahn zur generellen Weiterentwicklung der Nachwuchsförderung wichtige Grundlagen. Dass Bill Hansson die Arbeitsgruppe zur Finanzierung des Nachwuchses geleitet hat, hat uns auch gut getan: Als Schwede und damit erster ausländischer Vizepräsident hat er einen anderen Blick auf unsere Organisation. Abseits vom nationalen Kontext sieht man vieles schärfer, als wir das in Deutschland manchmal tun. Ähnlich ist es mit Angela Friederici. Sie ist die erste Vizepräsidentin der MPG und hat als Frau bei vielen Fragen zur Chancengleichheit eine durch eigene Erfahrungen geprägte Wahrnehmung.

2014 wurde auch der Pakt für Forschung und Innovation verlängert, der von 2016 bis 2020 drei Prozent jährliche Etatsteigerungen bringt, aber doch weniger

Spielräume bietet als zuletzt. Wie bleibt die Max-Planck-Gesellschaft auch unter diesen Bedingungen erneuerungsfähig?

Wir sollten schon festhalten: Auch im internationalen Vergleich sind wir weiter in einer privilegierten Situation. Wir verfügen seit vielen Jahren über einen garantierten Haushaltsaufwuchs, der uns große Sicherheit gibt. Der Zuwachs, den wir nun bis zum Ende des Jahrzehnts erhalten, wahrt den Bestand, ermöglicht aber kein Wachstum – das stimmt. Also muss die Erneuerung allein aus dem Bestehenden heraus erfolgen. Wir werden daher zunehmend die durch Emeritierung frei werdenden Mittel nutzen, um in neue Wissenschaftsgebiete an bestehenden Instituten zu investieren. Auch hier gilt: „Mehr Harnack wagen“, indem wir vor Neuberufungen mehr noch als bisher an den Schnittstellen zwischen den Disziplinen suchen – dort entsteht Wissenschaft jenseits des Mainstreams. So wie beim Max-Planck-Institut für empirische Ästhetik oder der 2014 vollzogenen Umwidmung unseres Instituts in Jena zum Max-Planck-Institut für Menschheitsgeschichte.

Sie verweisen immer wieder auf den europäischen Forschungsraum. Warum liegt er Ihnen so am Herzen?

Zum einen ist für die Max-Planck-Gesellschaft als führende deutsche Wissenschaftsorganisation das europäische Umfeld außerordentlich wichtig. Wir berufen in vielen Fällen aus Europa und unsere jungen Wissenschaftler erhalten Rufe nach Europa. Um in Europa Spitzenforschung zu ermöglichen, bedarf es zudem europäischer Programme, die sich nicht nach gesellschaftspolitischen Kriterien richten, sondern allein nach wissenschaftlicher Exzellenz. Wie beispielsweise die ERC-Grants, die für uns, aber auch für die Universitäten Cambridge oder Oxford von großer Bedeutung sind. Aber: Wir müssen zur Kenntnis nehmen, dass Europa auseinanderfällt – und das bedroht die Exzellenzförderung.

Wie wirkt dieser Zusammenhang?

Wir haben in Europa Regionen, die wissenschaftlich ganz vorn mitspielen. Das gilt vor allem für die Länder im Norden und Westen. Und es gibt Länder vor allem in Ost- und Südosteuropa, die keine ausgeprägten und vor allem leistungsfähigen Wissenschaftsstrukturen haben. Deshalb sehe ich die Gefahr, ähnlich wie in der Wirtschaft, dass Europa in ein Europa der verschiedenen Geschwindigkeiten zerfällt. Und dass am Ende EU-Programme auf der Strecke bleiben, die die wissenschaftliche Spitze fördern. In dem Sinne müssen wir für mehr Exzellenz in ganz Europa kämpfen. Und gleichzeitig dafür sorgen, dass Länder, die noch nicht die dafür notwendigen Rahmenbedingungen aufweisen, tatkräftig unterstützt werden.

Teaming for Excellence wurde von der EU als Förderlinie mit Unterstützung der Max-Planck-Gesellschaft und anderer Forschungseinrichtungen genau dafür entwickelt ...

Dieses Instrument, das Geld aus dem EU-Forschungsbudget und explizit auch den EU-Strukturfonds einbezieht, ist ein guter Hebel. Vier unserer Institute und ihre Partner in Polen, Bulgarien und Zypern waren in der ersten Runde mit drei Projektvorschlägen erfolgreich. Wir müssen abwarten, wer zum Schluss den Zuschlag für ein Centre of Excellence erhält. Unabhängig davon werden wir eng mit diesen Ländern kollaborieren. Wissenschaftliche Exzellenz ist ein Zugpferd für die Wirtschaft. Und auch wir selbst profitieren. Wir gewinnen Partner, die uns helfen, Spitze zu bleiben. Wir gewinnen Freunde, die Doktoranden nach Deutschland schicken. Und die Industrie profitiert, wenn bei uns ausgebildete Nachwuchswissenschaftler zurück in ihre Heimat gehen, um dort Karriere zu machen. Und sich daran erinnern, einen Teil ihrer besten Jahre in Deutschland verbracht zu haben.

Interview: C. Beck / J. Eschert